

Die Frage der Verkehrspolitik ist, wie schon aus diesen ziemlich allgemein gehaltenen Darlegungen hervorgeht, eine eminent wichtige. Die Partei, die sich ihrer in besonderem Masse annimmt, leistet dem Volke nicht nur einen ungeheuren Dienst, sondern erzielt damit auch grosse Erfolge. Es handelt sich um eine der brennendsten Fragen unserer Zeit, die immer brennender wird, je mehr die ökonomische Entwicklung vorwärts strebt. Freilich eignet sich gerade diese Frage weniger, als jede andere, zur Principienreiterei. Sie ist eine Frage der Praxis, und nur vom Boden der Praxis, das heisst der gegebenen Verhältnisse aus, kann man mit tatsächlichem Erfolg an sie herantreten. Die vorstehenden Erörterungen haben vielleicht den Erfolg, dass auch in der socialdemokratischen Partei der Frage der Eisenbahnreform ein etwas grösseres Interesse, als bisher, zugewendet wird. Sie verdient es in der Tat.

XX

ARTHUR SCHULZ · AGNES MIEGEL

Der deutschen Lyrik, die seit etwa zwanzig Jahren eine neue Blütezeit erlebt, hat es lange am rechten Widerhall im Volke gefehlt. Detlev von Liliencron, Arno Holz, Richard Dehmel, Stefan George, Hugo von Hofmannsthal, Alfred Mombert haben lange mit dem Unverständnis des Publicums ringen müssen, und erst in den letzten Jahren mehren sich die erfreuliche Anzeichen einer nachhaltigen Besserung. Ein besonders unglückseliger Stern aber schwebte über unserer Frauenlyrik. Noch in aller Erinnerung ist der Massenerfolg der Johanna Ambrosius, deren anempfundene Gedichte unlängst in vierzigster Auflage erschienen sind. Frida Jung, eine neuerdings entdeckte ostpreussische Volksdichterin ähnlichen Schlages, hat das einem Lyriker selten zu teil werdende Glück, ihre in der grossen Mehrzahl ebenso dilettantischen Gedichte nach kurzer Zeit bereits in vierter Auflage gedruckt zu sehen. Von den dichternden Damen, die sich als lyrische Künstlerinnen fühlen, hatte nur eine einen durchschlagenden Erfolg: Marie Madeleine aus Eydtkuhnen in Ostpreussen, ein Formtalent, das mit den stark vergrößerten Mitteln der Moderne erotische Stoffe in pikante Verse zu bringen wusste, aber für die deutsche lyrische Dichtung ebensowenig bedeutet, wie die Vorgenannten. Echte Talente wurden dagegen wenig beachtet, darunter auch die begabteste Dichterin der jüngsten Generation, Agnes Miegel — geboren am 9. März 1879 in Königsberg in Ostpreussen, lebt als Diakonissin in London —: mit ihrem 1901 in erster, 1903 in zweiter Auflage herausgegebenen Gedichtbuche die Leser der *Socialistischen Monatshefte* bekannt zu machen, ist uns eine Herzenssache.

Agnes Miegel ist eine Dichterin von ganz anderer Art, als ihre drei erfolgreichen Colleginnen aus Ostpreussen. Von der oberflächlichen, nach Effect haschenden Marie Madeleine trennt sie offenbar eine ganze Welt tiefer, ursprünglicher Empfindung. Wie der Johanna Ambrosius und der Frida Jung mag freilich auch ihr tiefes Herzeleid die Zunge gelöst haben; denn Schweres muss wohl innerlich erlitten haben, wer, wie sie, der Freude, der Liebe, dem Tanze lebensrote, glühende Lieder gesungen und doch die Blüte ihrer zwanzig Jahre in das freudlose und pflichtenstrenge Duster des Krankenhauses begraben hat. Ausser dem echten, starken, in der Schule inneren Leidens vertieften Gefühl hat sie jedoch auch mit den beiden Volksdichterinnen nichts gemein. Während diese fast allein durch den Empfindungsinhalt ihrer schmerzdurchwehten Lieder ergreifen und rühren wollen, ohne viel die Formen zu feilen und die Worte zu messen und zu wiegen, ist Agnes Miegel vor allem bewusste Künstlerin mit dem feinsten und sichersten Gefühl für Wert und Wirkung der

Worte. Sie ist unermüdlich, die Ausdrücke hin und her zu wenden, sie in Bezug auf ihre Bedeutung, wie auf ihren malerischen und musikalischen Wert auf die Goldwage zu legen. An den grossen Meistern der Lyrik, besonders an Mörike, Storm und Konrad Ferdinand Meyer geschult, zeigte sie sich schon bei der Herausgabe ihres Gedichtbuches — damals erst 22 Jahre alt — im Vollbesitz des ganzen künstlerischen Könnens der Gegenwart. Dabei ist sie durchaus nicht Epigonin, sondern mit Erfolg bemüht, sich nicht nur einen persönlichen Stil zu schaffen, sondern auch die Kunstmittel der zeitgenössischen Lyrik, den lyrischen Stil der Epoche fortzubilden.

Eine höhere Cultur der Sprache und des Verses ist in Deutschland wohl nur noch bei Stefan George und Hugo von Hofmannsthal zu finden. Aber während aus der Tempelpracht dieser hehren Kunst manchmal vor lauter Heiligkeit das Leben selbst entflohen zu sein scheint, lodert um den schlanken Säulenbau der Miegelschen Lyrik »der Brand der roten Lebensfackeln«, und aus seinem Innern hallt heraus »der Lebensschrei aus Liebe, Hass und Quälen«. Aus diesem Grunde ist uns ihr schmales Bändchen, das doch eine Welt von Schönheit umfaßt, zum liebsten unter allen neueren Gedichtbüchern geworden. Es zerfällt in zwei an Umfang und Wert gleiche Teile, deren erster die eigentliche, unmittelbare Lyrik enthält, während sich in dem zweiten die seelischen Stimmungen der Dichterin zu Balladen gestaltet haben.

Ihre Naturdichtung entzückt durch Frische und Kraft der Bilder, durch wundersamen Wohlmut der Verse und leise anklingende Romantik. Es gibt nichts Einschmeichelnderes, als ihre meist aus zwei vierzeiligen jambischen Strophen bestehenden Naturbilder, wie *Der Buchenwald, Mittag, Frühling, Spatnachmittag, Johannisnacht, September*. Eins sei als Beispiel citiert:

»Das war ein Frühling — süß und selig sang
Die Nachtigall die ganzen Nächte lang.
Der blaue Tag, der sonnenlichtdurchglühte,
War trunken von dem Duft der Fliederblüte.

Voll goldnen Bernsteins lag der ganze Strand,
Die Wellen sangen süß im weissen Sand,
Auf Möwenflügeln flog ins Licht, ins klare,
Die wilde Sehnsucht meiner achtzehn Jahre.«

Man möge beachten, wie hier selbst die Lieblingsworte der Dilettanten: *süß, selig, golden*, einen poetischen Wert erhalten, indem sie teils zum Zwecke der Tonmalerei, teils in einer wirklich bezeichnenden Verbindung, wie *goldner Bernstein*, gebraucht werden. Wunderbar ist ihre Kunst, durch seltene, eindrucksvolle Bilder das Spiel unserer schaffenden Phantasie auszulösen. Vor wessen Auge steht nicht ein geheimnisvoller norddeutscher Buchenwald hingezaubert, wenn er die sich zu bedeutsamer Bildlichkeit steigernden Verse liest:

»Es war der schönste Wald, den ich gekannt,
Mit einem fremden, reichen Märchenleben.
Mohnblüten brannten rot an seinem Rand,
Und Rehe tranken abends aus den Gräben.«

Wer glaubt nicht den Hauch des Abendwindes im frühen Frühling zu spüren, wenn er hört:

»In unbelaubten Wipfeln rauscht der Wind,
Das wühlt wie Kinderhand in meinem Haare...«

Die Schwüle des Mittags, schwer von Sonnenschein und sinnlicher Erregung, kann nicht eindrucksvoller vergegenwärtigt werden, als in den Versen:

»Und langsam kam der Mittagshitze Bann
An grünen Zweigen sacht herabgestiegen
Und sah sie gross mit goldnen Augen an,
Sie stockten beide, lächelten und schwiegen.«

Oder in den nicht minder schönen Versen:

»Vom dunkelblauen Himmel stieg die Stunde,
Die wunderreiche, durch den Mittagsglast,
Begehren zitterte auf ihrem Munde, —
Wir beide aber haben sie verpasst.«

Gleich Frühling und Sommer wird uns auch der Herbst mit anschaulichster Bildkraft vor Augen gestellt:

»Die Stirn bekränzt mit roten Berberitzen,
Steht nun der Herbst am Stoppelfeld,
In klarer Luft die weissen Fäden blitzen,
In Gold und Purpur glüht die Welt

Ein reifer, roter Apfel fällt zur Erde,
Ein später Falter sich darüber wiegt —
Ich fühle, wie ich still und ruhig werde,
Und dieses Jahres Gram verfliegt.«

Nach dem fruchttragenden Frühherbst tritt uns, in ebenso leuchtenden Farben gemalt, der Spätherbst entgegen, umbraust von frischen Winden, umwirbelt von welkenden Blättern, umleuchtet von der klaren Octobersonne:

»Komm einmal noch mit mir hinaus vors Tor,
Die schönen Tage sind's vor Allerseelen,
Brausende Lieder singt der Sturm uns vor,
In allen Wipfeln klingt's von Festchorälen.

Da wird der Herbst mit lautem Hifthorngruss
Vor dir die Beute seines Jagens breiten —
In bunten Tigerfellen geht dein Fuss,
Auf seines Mantels Purpur wirst du schreiten.

Die Luft ist kalt und klar, wie frischer Tau,
Man sieht die Birken an den fernsten Wegen —
Wir wandern langsam durch die stille Au
Der Seligkeit des letzten Lichts entgegen.«

Reiner und voller hat auch Stefan George, der in seinem *Jahr der Seele* die schönsten Herbstgedichte der neueren Literatur geschaffen hat, die Stimmung dieser Jahreszeit nicht ausgeschöpft.

Selbst ihrer, anderen so nüchtern erscheinenden Vaterstadt weiss die Kunst Agnes Miegels', indem sie sich der feierlichen, hymnenartigen Sprache Baudelaires, des grossen Sängers der Grossstadt, bedient, wunderbare Stimmungsreize zu entreissen, wenn sie den scharfen Contrast zwischen dem Nahen der beruhigenden Dämmerung des Sommerabends und dem nimmermüden Treiben der Gassen mit prachtvollen Bildern also schildert:

»Durch die Strassen fliegen der Dämmerung
Schwarze Vögel . . . über die Brücke am Hafen,
Wo die dunklen Wiegen der Segler schlafen,
Wo das Leben pfeifend und singend schreitet,
Hat der Abend die scharlachnen Decken gebreitet

Von der Brücke hinab, durch den stillen Hafen
 Geht der Abend und sieht, wie die Segler schlafen,
 Rudert stromab auf goldenem Floss gemach,
 Seine scharlachnen Decken schleifen nach . . . »

Aus Rausch und Klang und Sonne ist auch Agnes Miegels glutvolle Liebeslyrik geboren. Kommt es uns aus den auch inhaltlich altmodischen Liebesgedichten der Frida Jung entgegen, wie ein verirrter Hauch aus Grossmutter's Blumengarten, so grüsst uns hier ein frischer Windzug aus den weitgeöffneten Toren der Zukunft. Und dieses Liebesleben von seltener Intensität und Kuhnheit des Gefühls tritt vor uns, angetan mit dem köstlichsten individuellsten Kleide; da gibt's keine vertrockneten Redeblüten und abgeblassten Bilder. Selbst altes, abgenutztes Inventar der Lyrik erglänzt unter ihren Zauberhänden, wie aus der Werkstatt des Meisters neu hervorgegangenes Geschmeide:

»Die rote Rose Leidenschaft fiel jäh
 In meine schmalen, kühlen Kinderhände,
 Die Dornen taten meinen Fingern weh,
 Doch süß war mir der Duft der seltenen Spende.«

Gedichte, wie *Mädchengebet*, *Mädchenlied*, *Das weisse Heidekraut*, und vor allem das heissbewegte, in blühenden Bildern bacchantisch zwischen Hass und Liebe hintaumelnde *Ek' du nicht stirbst in Elend und Not* sind nach Inhalt und Form unschätzbare Documente eines weiblichen und höchstpersönlichen Liebesgefühls. Und neben unmittelbarer Gefühlslyrik finden sich gedankenschwere Worte, ertönen, wie hinübergerettete Klänge aus den eleusinischen Mysterien, die Stimmen des ungeborenen Lebens, das aus der innersten Tiefe des weiblichen Wesens zum Lichte der Sonne hindrängt; erklingt bedeutungsvoll die Sage von Ischtharoth, der Götter Fürstin, die durch sieben Tore den Weg, den niemand zurückgeht, wandern muss und am siebenten als Lösegeld sich selber hingibt; und von Ys, der üppigen und wunderschönen bretonischen Stadt, die durch den Fürwitz der nach Leben und Liebe verlangenden jungen Königstochter ein Opfer des Meeres wird.

Eine noch reifere Kunst zeigen die Balladen der Dichterin. Wie muss sie mit dem Genius unserer Sprache gerungen haben, um Verse von so entzückendem Wohlklang, so bezaubernder Fülle und Prägnanz des Ausdrucks zu finden! Und in diesen herrlichen Formen lebt ein ursprüngliches, aus einem starken und übervollen Herzen hervorquellendes Empfinden, das in dem bald einschmeichelnden, bald hinreissenden Flusse der Rhythmen in uns hinüberströmt und Kopf und Sinne gefangen nimmt.

Dem Stoffe nach handeln ihre Balladen zum kleineren Teil von dem harten Werk der Männer, zum grösseren Teil von dem seelischen Erleben und Erleiden der Frauen. Die ersteren, unter denen der kraftvolle Balladencyklus von Henning Schindekopf, dem aus Bauernblut entsprossenen Ordensmarschall, mit seinem stolzen Wahlspruch *Öck silbst!*, und die düstere Familienkatastrophe *Peter Harden* hervorragten, sind in dem concreten, plastischen und doch individuell gemodelten Stile der grossen Realisten Fontane und Liliencron geschrieben. Hier findet sich eine kernhafte Sprache von höchster bildlicher Kraft. Bewundernswert ist auch hier die vielumfassende Prägnanz der Sprache; so in den Anfangszeilen des Gedichtes *Rudau*, die mit einem Minimum von Worten zugleich Schlachtbericht, Naturbild und gedämpfte Siegesstimmung geben:

»Über Rudaus Walstatt flog schattend die Nacht,
 Verbrandend rollten die Wogen der Schlacht,
 Weich fielen die Flocken, weiss und schwer,
 Über das sterbende Litauerheer.«

Noch mehr ans Herz gewachsen sind uns die Balladen, die vom Lieben und Leiden der Frauen singen und sagen, weil die junge Dichterin hier ihre ganze glühende Seele hineinlegen konnte. Wohllaut und Empfindungsweichheit eines Mörike und Storm herrschen hier vor; aber in klangvolle Verse von leise bestrickender Romantik mischen sich kühne Züge der neueren realistischen Kunst; so in der Ballade von Griseldis, der Bauernmagd, die der König zu seiner Gemahlin erhoben hat und dann, ihrer überdrüssig geworden —

»Deine gelben Haare sind mir vergällt,
Fahl, wie deines Vaters Roggenfeld« —

mit harten Worten verstösst:

»Um des Bettes eichene Pfosten schlang
Ihre Rechte sich zitternd und todesbang.

Ihre Linke liebte die Lagerstatt
Und strich die schimmernden Laken glatt.

Sie sah den König — der wandte sich ab,
Da schritt sie stumm die Stufen hinab.«

Das Leitmotiv all dieser Balladen ist eine gegen die Gitter und Schranken des grauen Daseins stürmisch andrängende Sehnsucht nach Schönheit, Grösse und Lebensfreude. Über ihre Verse liegt eine im Sinne Nietzsches dionysische Grundstimmung, wie trunkenes Sonnenlicht, gebreitet. Auch unsere Dichterin ist ganz erfüllt, wie ihre Madeleine Bothwell, vom »Stuartsehnen nach Macht und Schuld, nach Pracht und Liedern und Liebeshuld«. Kein Wunder, dass sie gleich Fontane der Geschichte des schottischen Königshauses den Stoff zu einigen ihrer schönsten Balladen entnommen hat (*Mary Stuart, Madeleine Bothwell, Marie*). Die übermütige Daseinsfreude des jungen Rasseweibes stellt sie berauschend dar in der Romanze von der schottischen Marie, die Atmosphäre hellenischer Lebensfreude malt sie in dem Gedicht *Die Kinder der Kleopatra* mit Versen von berückendem Wohlklange und fortreissendem Rhythmus. Der Atem einer verhaltenen Glut strömt daraus uns heiss entgegen. Bezeichnend für die Lebensauffassung der Dichterin ist ihre Umgestaltung der biblischen Erzählung von Abisag von Sunem. Nach der Bibel empfindet es Abisag als eine ihr von Gott auferlegte heilige Pflicht, dem greisen König David durch das Opfer ihres jungen Leibes neues Leben einzuhauchen, und in einem ausgezeichneten Gedichte hat sich der grosse holländische Lyriker Pol de Mont der biblischen Überlieferung angeschlossen. Agnes Miegel aber lässt ihre Abisag an der Brust des Königs, der neben ihr »den bleiernen Schlaf ohne Träumerlust, den Schlaf der siebenzig Jahre« schläft, von Adonai, seinem Sohne, träumen:

»Des Haar ist rot, des Haut ist warm,
Des Mund wie Granatenblüten, —
Ihn hielte jauchzend im Arme das Weib
Vom Stamme der Sunemiten.«

Selbst im Angesicht des Todes lässt sie das Leben jublieren. Maria Stuart fühlt noch am schwarzverhangenen Schaffot ihre Hand wie von heimlichen Küssen beben, und der junge König Manfred singt noch, als ihm schon das Staufenblut aus sieben klaffenden Wunden fliesst:

»Licht, was bist du mir süß,
Leben, was bin ich dir hold!«

Es ist kein Wunder, dass dieser Dichterin, die so »des Lebens volle Chorgesänge« anzustimmen weiss, zwei Gedichte der Verherrlichung des Tanzes gelungen sind, die dem vielleicht schönsten Gedichte Liliencrons *Festnacht und*

